



Heilulu! König Speckfreeter zieht zur Brautfahrt aus...

Schnut — Eine Geschichte aus der Steinzeit

Ottomar Enking. Illustriert von Fritz Koch-Gotha

(1. Fortsetzung)

Heilulu!

Ja, heilulu! König Speckfreeter zieht zur Brautfahrt aus.

Seine Hustrue, von gleichem Stamme wie er, mit ihm versippt, kommt für sein eheliches Lager nicht in Betracht. Sie hat nur die Oberaufsicht über die ganze Hofhaltung und alles Häusliche zu führen, Nüdtlich aber, die kleine richtige Frau, die er sich über See von einer der grünen Inseln geholt hatte, war gestorben.

Gewiß, Herthastochter hätte sie retten können, wenn die Königin nur so vernünftig gewesen wäre, die ihr empfohlenen drei Bäder bei vollem Mondenlichte zu nehmen, aber Nüdtlich dachte in ihrem leichtsinnigen Herzen, es ginge auch so. König Speckfreeter hatte sie sehr geliebt und ihr zwei Jahre nachgetrauert, aber nun verlangten seine Untertanen und auch sein eigener Mannesfinn, daß eine neue Herrin in die Burg einzöge und das königliche Geschlecht vermehrte. Denn Speckfreeters konnte es gar nicht genug auf der Welt geben.

Beim Mundschau'n in den Dörfern hatte ihm keine so gefallen wie Prinzessin Trud.

Sie wohnte drei bis vier Tagereisen von hier und gehörte einem Volke an, das den Flint zu zierlich kleinen, spielzeugartigen Werkzeugen verarbeitete, während dem König und seinem Volke die Messer und die Schaber gar nicht groß genug werden konnten. Die Dörfer der beiden Stämme lagen durcheinander; es war im Grunde Feindschaft zwischen ihnen, aber dann und wann kam es doch vor, daß sich die Großklopfer eine Kleinklopferin zur Frau holten, oder daß ein Kleinbeitiger um eine Großbeitlige warb. Solche Wechselwirkung frische das Blut auf.

Und Prinzessin Trud, — als Speckfreeter sie sah, da stand es bei ihm fest, sie mußte Nüdtlichs Nachfolgerin werden, und er bot ihrem Vater, dem König Püsterkopp, dreißig Köpfer und hundert Haupt Rindvieh für sein Lächterlein, worauf dieser gern einging.

Heilulu! Fürst Speckfreeter zieht aus, um

die Braut heimzuführen, weil Herthas-tochter den heutigen Tag als günstig für diesen Zug erklärt hat. Die Sonne ist eben erst aufgestanden und färbt die Stämme purpurrot, da haben sich Männer und Weiber und Kinder schon bei der Burg versammelt und harren, daß das Thor geöffnet wird. Die Wachen stoßen die gar zu Neugierigen, die zwischen die Palissaden hindurchspähen wollen, mit dem Speerschaft zurück und halten einen Gang nach der Richtung frei.

Die Schalmeyen setzen mit schrillen Tönen ein, die Luthörner schmettern, die Pauken dröhnen, und die Fiedeln kreischen, da werden die Türflügel aufgerissen, und die Musikanten sind die ersten, die da erscheinen.

Das Volk steht mit offenem Munde, wirft sich aber dann auf den Boden, als der König geritten kommt. Er ist heute der Einzige, der ein Pferd reiten darf. Dick ist der Herrscher, die Beine hängen wulstig herab, sein Bauch ruht auf dem Halse des starken Tieres, seine Brust ist behaart, er trägt nur eine Art Fellgurt um die Hüften. Auf dem Kopfe fletscht als Helm ein Wolfsrachen die Zähne, an den Ohren baumeln große Bernsteinstücke, auch um seinen Hals hat er eine Kette aus Hartharz.

Klein und verschmizt sind die Auglein über den fetten Wampen und unter den buschigen Brauen, seine Haare zeigen kunstreiches Flechtwerk, und er trägt sie als üppigen Kranz auf dem Nacken, auch sein Bart ist an den Mundwinkeln geflochten.

Am Gurte schwanzt die gewaltige Streitart aus hellgrauem Gestein, über die eine Schulter ist der Bogen gespannt, der Köcher mit den Pfeilen schlenkert zu seiner Linken.

Über und über ist sein Schimmel mit Blumen bekränzt zum Zeichen, daß es eine friedliche Fahrt gilt.

„Heilulu!“ rufen die Leute, die sich nach der Ehrbezeichnung wieder erheben, „Heilulu, König Speckfreeter!“

Er nickt den Jubelnden gnädig zu.

Um ihn herum die kriegerischen Großen seines Reiches mit Speiß und Speeren; sie sind von gedrungenen Gliedern wie ihr Herr und ihrer Würde als Begleiter des königlichen Brautfahrers sich deutlich bewußt. Hinter ihnen schreiten die minder-

bewaffneten Hofbeamten, und am Ende des Zuges leuchten die Sklaven mit Weidenfäcken voll Fleisch und Brot und mit den Bierkrügen und die Sklavinnen mit der Last der Felle, Geräte und anderer Sachen, damit es an nichts ermangele, wenn über Tage oder zur Nacht Rast gemacht wird.

Knaben führen Rüge mit, denn wenn man satt vom Meth und wieder nüchtern geworden ist, bringt man den Magen gern mit einer Milchsuppe wieder in Ordnung.

Singend und schwachend geht der Zug die Hauptstraße entlang durchs Dorf, die Wachen am Rande heben ihre Wehr zum Abschiedsgruß empor, und nun wird die Schar von den Hügeln verborgen, und die Jungen und Mädchen, die noch eine Strecke mitgelaufen sind, kehren zurück.

Die vier Bogte aber, — denn das Dorf ist nach den Himmelsrichtungen in Bezirke eingeteilt, — ordnen an, daß schleunigst aller Unrat beseitigt und jeder Weg gesäubert werde. Prinzessin Truds Augen sollen nichts Häßliches sehen.

Nicht gerade willig folgen die Dorffassen den Gestrengen, die ihrem Worte mit dem Knüppel Nachdruck verleihen. Sieht es denn nicht immer ganz nett hier aus? Das bißchen Dreck, das da noch liegt, wem kann das schaden? Nein, was zu viel ist, das ist zu viel. Bei König Püsterkopp ist es ganz gewiß lange nicht so fein wie hier.

Daß vor allem im Innern der Burg eifrigst gescheuert und geschrubbt wurde, verstand sich von selbst. Eine Menge Weiber war vom Hofewart herbeibefohlen worden, sie mußten die Bänke putzen und die Tische mit heißem Wasser abspülen, damit die Fettflecken herausgingen. Der Fuß wurde von den Wänden abgekratzt und der Herd mit neuen Steinen versehen, weil die alten müßbegebrannt waren. Dann wurde Meeresand herbei geschleppt und auf Fußboden des Saales verstreut, die beiden Thronessel oben an der Tafel wurden frisch angestrichen, daß sie herrlich gelb leuchteten. Rienholz wurde gespalten, Feuerholz aufgeschichtet; im Küchenraum trugen die Dienerinnen zusammen, was für das achttägige Fest an Nahrung und Leckerbissen nötig war: geräucherten Eberspeck, gedörrtes Hirschfleisch, Blaubeeren, Wurzeln von besonderen Pflanzen, denn König Speckfreeter hatte eine wählerische

Zunge und liebte nach Geruch und Geschmack den feinen Vielerleitz.

Die Bären- und die Rinderbraten wurden in kühlen Löchern aufbewahrt.

Auch im Tempel war wegen der Hochzeitsfeier manches vorzubereiten. Der steinalte Oberpriester hatte Herthastochter melden lassen, daß er selber nicht kommen könne.

„Das ist gut für meinen Liebling“, meinte Godefrau dazu. „Der Herr wird immer gleich böse, wenn auch nur ein Wort in den Gebeten fehlt oder das Opfer nicht ganz nach der Regel gebracht wird. Immer hat er zu mäkeln. So wird es jetzt leichter für dich, mein Rindchen.“

Herthastochter übte den Tempelmädchen ihren Reigen und ihre Lieder ein, sie suchte die Stiere raus, die der Göttin dargebracht werden sollten. Menschenblut bei solcher Gelegenheit zu vergießen, war nicht Sitte. Das Bildnis der Erdenmutter und der Altar wurden über und über mit Grün behängt. Auf die Schmauswiese rollte man Baumsämme, damit sich das Volk setzen konnte.

Etliche Tage waren auf diese fleißige Weise vergangen, alles strahlte in lichtestem Glanze und hellstem Schmuck, da kamen Käufer und verkündeten, daß das königliche Paar schon ganz nahe sei und bei höchster Sonne eintreffen werde. Und Männer und Weiber und Kinder strömten vor die Siedlung und lagerten sich auf den Hügeln, von denen der Blick bis zum Walde dort drüben schweifen konnte.

Und siehe! Nun wurde die dunkle Wand des Hains durchbrochen, und in der Ordnung, wie er ausgezogen war, kehrte König Speckfreter auch heim, nur daß sein Gefolge sich erheblich vergrößert hatte.

Hinter ihm, der über das ganze breite Angesicht lachte, wurde die Braut einhergetragen. Sechs Knechte hatten das Sänftengestell mit ihr auf der Schulter, so daß sie von ihrem Sitz aus frei sichtbar war. Man jauchzte ihr zu, und das tat dem König wohl. Sein Mund verzog sich zu den Ohren hin.

Übrigens hatte er eine gebratene Keule vor sich, in die er dann und wann tüchtig hineinbiß, und als er nun merkte, daß sich seine hohe Verlobte durch ihre Anmut sofort die Herzen seiner Untertanen gewann, da riß er von dem saftigen Fleisch ein ge-

höriges Stück ab und warf es nach rückwärts der schönen Trud hin, die den leckeren Gnadenbeweis geschickt auffing und behaglich daran knabberte, indem sie der Menge vergnügt zutwinkte.

Daß sie fremden Stammes war, ließ sich erkennen. Ihr Kopf war rundlich, während die Großschaberigen ein mehr längliches Haupt hatten. Rotweiß war ihre Haut, die Augen hatten eine blasse, schier fischgrüne Farbe, und ihr krauslockiges rotes Haar strubbelte sich nach allen Richtungen hin. Aus bunten Kalbsfellen war ihr Gewand zusammengenäht, und daß sie nicht zu den Mageren zählte, sah man schon an den üppigen Oberarmen.

Da hatte König Speckfreter eine gute Wahl getroffen. Hundert Stiere und Rüge und dreißig Pferde, das war gar kein Preis für so eine mollige junge Frau. Mit der konnte er sich viel Spaß machen, und darüber freute sich das ganze Dorf.

Schnut, Mutter Fürbötters Altester, wurde nicht satt im Anschauen von so viel Holdseligkeit. Das Bild der Königin ließ ihn nicht los, und er ging, den Kopf immer zu ihr hingewendet, an ihrer Seite, stolperte, stieß andere an, nahm Schelte hin — ihm war alles einerlei, sein Blick haftete auf der Königin; die Mädchen und Frauen seines Dorfes kamen ihm ihr gegenüber häßlich vor.

So begleitete er, immer in der Nähe der Sänfte, den Zug bis über die Schmauswiese und verstand es, sich unter die Bevorzugten zu mischen, die in den Tempelhof eintreten durften.

Da stand Herthastochter mit dem Chor der Mädchen. Die Musikanten waren links und rechts vom Heiligtum aufgestellt, und sobald das junge Paar erschien, begann unter der Anführung der Priesterin der hochfeierliche Reigen. Die Jungfrauen machten vier Schritte nach der einen, vier Schritte nach der anderen Seite, vier Schritte nach vorn und vier Schritte zurück. Ihre Arme schlangen in der Luft, als wollten sie von dort oben etwas herabholen, und sie sangen dabei eine getragene Weise, worin sie Mutter Hertha um den Segen der Fruchtbarkeit für die königlichen Gatten anflehten.

Speckfreter, der oft eine rauhe Hand, aber doch ein weiches Herz hatte, wurde ganz gerührt, die Tränen liefen ihm in den fett-

triefenden Bart, und auch die kleine runde Trud war so ergriffen, daß sie laut schluchzte.

Nach diesem Willkommengruß stieg der König, der sich allmählich wieder faßte, vom Pferde, und die Knechte setzten die Sänfte hin, so daß die Prinzessin bequem zur Erde konnte. Dann schoben sich die Kiegel und Felle zur innersten Götterbehauptung zurück, Herthastochter streckte befehlend die Hand aus zum Zeichen, daß nur der König und seine Erbkorene ihr folgen dürften und daß sonst tiefes Stillschweigen herrschen müsse.

Drinne in dem Raume, der hinter ihnen gleich wieder abgeschlossen wurde und mit drei Fackeln beleuchtet war, legte die Priesterin vor der Göttin die Hände der Verlobten ineinander und sprach den Zauber über sie. Dann mußten sie, immer von ihr geführt, dreimal um das Bildnis schreiten, und nun begab sich Herthastochter hinaus und tat allen kund, daß der von der Himmlischen gewollte Bund geschlossen sei. Da war es zu Ende mit der Stille, und männiglich rief sein Heilulu und begrüßte die Jungvermählten mit unbändigem Stampfen und Händeklatschen. Nur Schnut blieb stumm, denn was da geschah, kam ihm unendlich weißevoll vor, er glaubte, die große Mutter wohne wirklich und lebhaftig im Allerheiligsten.

Als bald setzte sich der Hochzeitslärm über die Tempelwände hinaus fort, auf der ganzen Wiese war das Volk schon jetzt wie im Rausch. An den Altären aber, die auf dem Tempelvorplatz standen, wurden nun von den Dienern die Opfer gebracht, Herthastochter weißagte Speckfreeter und Trud Günstiges aus dem Gekröse, und der König preßte seine junge Frau an die Brust und rieb seine Wangen und seine Nase an den ihren, indem er dabei unbeholfene, bärenmäßig hüpfende Bewegungen machte. Sie aber gurrte ihn wohligh an.

Wieder zu Rosse und wieder auf die Sänfte und mit lärmender Musik, die nur den Dorfhunden keine angenehmen Empfindungen bereitete, begab man sich in die Adnigsburg.

Schnut war glücklich, er durfte Meth einschänken und beim Speisenauftragen helfen, so daß er das Fest richtig miterlebte.

Auf der Schmauswiese wurden während-

dessen von den Tempeldienern die geopfer-ten Kinder an großen Feuern kunstgerecht über dem Spieß gebraten, und das königliche Hofbier, ein besonders gut gegorener und abgelagerter Trank ward in Massen gespendet. Kein Wunder, daß sich ein lustiges, manchmal auch in Gezänk übergehendes Treiben entfaltete. Man vertrug sich, man schlug sich, der Kopf wurde beuzlig, heilte aber auch rasch wieder aus. So herrschte eine unbeschränkte Seligkeit unter den versammelten Männern, und die Weiber standen am Rande des Platzes und schauten ihren Eheherren zu. Heute hatten sie ihnen nichts zu sagen, sondern mußten es dulden, daß sie gehörig einen über den Durst nahmen. Von den Köstlichkeiten bekamen sie dann und wann etwas ab.

In der Burg ging es nicht minder fett und naß her. Die Ritter sowie die Freunde und Günstlinge des Königs saßen auf den Bänken vor den Thronen, hauten im Lakte mit der Faust auf den Tisch und sangen ein Lied nach dem andern.

Zuletzt fing Speckfreeter selbst mit allerdings recht gurgeligen Lönen an, seine Vorfahren zu preisen:

„Meine Ahnen waren jeder wie tausend Mann so stark,

Davon hab' auch ich das stierene Mark,
Heilolo, heiloleil!

Meine Ahnen schlugen jeder tausend Feinde tot,

Davon ist auch mein eigenes Blut so rot,
Hululei, hololo!

Meine Ahnen zeugten jeder tausend Kinderlein,

Das soll mir ein treffliches Beispiel sein!
Hallelo, Hoheil!“

Dabei schwang er das Horn voll von Meth, daß es überschwappte.

Das war ein Lachen, Trampeln, ein Zurtrinken, als er mit seinem Liede zu Ende war!

An der einen Seite des Saales aber war eine Bühne aufgeschlagen, auf der Vorstellungen gegeben wurden. Ein Gaukler trat auf, und Schnut bildete sich etwas ein, weil er von dem in lauter Lappen gekleideten Manne zum Helfer gewählt wurde.

„Lauf! Bring mir einen Ast, Jungel!“ sagte der Zauberer in einer schier unverständlich klingenden Sprache. Schnut gehorchte. Der Mann packte das Holz, von

dem er alle Zweige abgebrochen hatte, starrte es an, und alsbald wand sich ihm eine zischende schwarze Schlange in der Hand. Die Gäste bekamen es mit der Angst und schrien, der Zauberer grinste, und schon war es wieder ein durrer Ast, was er da hielt.

Schnut mußte einen Krug mit Wasser bringen. Kaum hatte der hagere Mensch die spinnenartigen Finger darüber ausgestreckt, so schäumte es köstlich auf. Wahrhaftig: Bier! Jeder durfte davon trinken. Und das größte Wunder war dies: der Fremde ließ sich von Schnut Pfeile und Widerhaken in den nackten Körper stechen und dann herausziehen; es kam kein Blut, und Wunden waren nicht zu sehen; er schnitt sich mit den schärfsten Messern in die Brust, — wohl ein Klaffen der Haut, aber kein roter Tropfen. So zeigte er noch viele Künste, bei denen den Zuschauern der Mund offen stehen blieb und wurde zuletzt vom König mit einer Handvoll Bernsteinknollen belohnt. Dann mußten die Tempelnädchen noch einmal tanzen, aber bei weitem weltlicher als vorhin, und der Sänger erschien mit seinem Instrument, dem Brette, über das fünf Darmstränge so gespannt waren, daß sie frei schwingen konnten. Die zupfte er mit der einen Hand, indem er gleichzeitig die andere Hand weiter oben hin und hergleiten ließ. Da kamen artige Melodien heraus, und er sang dazu von Drachen, die einst die Welt bevölkert hatten, von Tieren mit turmhohem Rücken und fürchterlichen Rüsseln und Hauern, gegen die der arme Mensch sich nicht zu wehren vermochte, und von Eisriesen, die die Erde übergletscherten und alles Leben mit gewaltigen Steinen töteten. Diese lagen ja noch überall herum, nachdem der Sonnengott die Finsterlinge verjagt hatte.

Herthastochter, die an dem Tanze nicht teilnahm, saß still für sich in einer Ecke. Sie wäre gern fortgegangen, aber das hätte der König übelgenommen, und er hätte sich beim Oberpriester beklagt. So mußte sie bleiben, aber niemand sah sie lachen.

Auch in Kämpfen maß man sich. Da bestiegen zwei Gefellen, wahre Fleischkolosse, das Schaugerüst, sie hatten kein Fell an sich und waren nur mit einer Art bewaffnet. Herausfordernde Worte riefen sie ein-

ander zu, verhöhnten sich, brachten sich gegenseitig in Wut und schlugen dann drauf los, daß erst die Beile, dann aber auch ihre eigenen Knochen splitterten.

Die Gäste ermunterten sie und nahmen für den einen oder den anderen Partei. Immer hitziger wurden die Gegner, immer unbarmherziger ließen sie den Flint herniederfausen, schon waren sie mit Blut überströmt, das war kein Spiel mehr, das war bitterer Ernst! Mit ungeheurer Wucht ließ zuletzt der größere von den beiden sein schon an der Schneide abgebrochenes Werkzeug auf den Schädel des Kleineren niederfausen. Es krachte, und dumpf fiel der Besiegte auf die Bretter. Man schaffte ihn weg. Er hatte kein Leben mehr in sich. Was tat's? Es war ein äußerst spannendes Schauspiel gewesen.

Der Gewinner mußte sich an Speckfreeters Seite setzen und wurde von diesem mit Mark gefüttert. So ging es bis tief in die Nacht hinein, und am nächsten Tage ging es ebenso und am dritten wieder bis an den andern Morgen, und sieben Tage hindurch kamen das Dorf und der Hof nicht aus dem Freudenrausche heraus, und Königin Trud hielt wacker mit den Männern aus. Am Abend des siebenten Tages jedoch erscholl endlich der Hörneruf, jenes langgezogene Signal, womit die Lustbarkeit geschlossen wurde. Die trunkenen Gäste geleiteten den König und seine Gemahlin unter Föhlen und derben Scherzen ins Brautgemach.

Das war Speckfreeters Hochzeit mit Wüsterkopps Tochter.

— — —
Lehrer Niffel preist seine Zeit.

„Nun mach' auch, Truspan, daß du in dein Fell kommst“, eiferte Mutter Fürbörter. „Schnut hat sich schon lange gewaschen, und du liegst hier noch so herum.“

„Die Sonne ist ja noch gar nicht überm Busch“, erwiderte der Knabe und wälzte sich gähmend auf dem Heu.

„Einerlei, sie steigt bald hoch, und du weißt, Niffel wird böse, wenn ihr zu spät zur Schule kommt. Schnell! Aufstehen!“ Und Mutter Fürbörter riß ihren jüngeren Sohn so unsanft empor, daß er erst noch taumelte. Dann machte sie Ordnung in der Hütte, warf die Knochen von gestern

Abend vor die Tür, schüttelte die Pelze aus, stampfte auch hier und da den Lehm-
boden, der sich aufgerauht hatte, wieder
glatt, wischte die Rücken von den Wän-
den und tat alles, was eine tüchtige Haus-
frau tun muß.

Dabei stand ihr Mund keinen Augenblick
still.

„Hast du dir eine gute Steinknolle ge-
holt?“ fragte sie Truspan, „damit du tüch-
tig daran lernen kannst?“

„Er kann eine von meinen kriegen“, sagte
Schnut, der schon fertig da saß und das
für die Nacht verdeckte Herdfeuer wie-
der anzachte. „Ich hab’ mir gestern
welche vom Strand mitgebracht, schöne,
schwarze.“

„Ja, auf dich kann man sich verlassen,
mein Jung“, lobte ihn die Mutter. „Tüch-
tig wie so ein kleiner Vater bist du.“

Allmählich wurde das Töchterlein Sün-
n-
oog, das in einer abgesonderten Ecke auf
dem Bette ihrer Mutter schlief, auch wach
und fing an, sich zu recken.

Neidisch meinte Truspan, indem er an
einem Stück Brot laute:

„Die Mädchen haben es gut. Die brauchen
nicht zur Schule. Ich wollte, ich wäre auch
eins.“

„Nun komm“, Truspan, es wird Zeit“,
drängte Schnut, tat zwei große Flintstein-
klumpen und etliches Schlagwerkzeug in
den Sack und verließ mit seinem Bruder
die Hütte. Der Weg zur Schule, die sich
auf einer Lichtung befand, war nicht lang.
Auf Stämmen saßen die Kleinen und die
großen Knaben, und vor ihnen lief ein be-
weglicher Mann mit schon grauem Bart
und kühn zurückgestrichenem Haupthaar
auf und ab.

„Nun?“ fing er an, „seid ihr alle da? Es
ist eine Schande, wie wenig Eltern ihre
Kinder zu mir schicken. Was wird aus den
anderen? Die bleiben ihr Leben lang dumm
und ungeschickt. Na, nun zeigt mir erst
mal eure Schularbeiten vor. Schnut, hast
du die drei Schaber gemacht, die ich dir
aufgegeben habe?“

„Jawohl“, antwortete Schnut und holte
die bearbeiteten Steine hervor, die Lehrer
Niffel genau betrachtete. Dann bekam
Schnut sein Lob:

„Ja, seht euch das mal an, die feine Run-
dung und dann die Dengelung, man sieht
sie kaum, immer ein Hieb neben dem an-

dern. Da könnt ihr euch ein Beispiel neh-
men. — Und du, Drög? Du solltest ein
paar lange Messer machen. Wie ist es da-
mit?“

Der Aufgerufene erschrak und duckte sich
hinter seinen Vordermann.

„Wieder nichts getan?“ meinte Niffel.

„Drög, du stinkst vor Faulheit.“

„Ja“, verteidigte sich der Getadelte, „ich
mußte meinem Vater doch helfen, den
Bären hereinzuschleppen, den er geschossen
hatte, und ihn abzuführen. Da sagte er,
ich brauchte keine Schularbeiten zu
machen.“

„Sag’ du deinem Vater: die Arbeiten für
mich sind immer das Erste. Den Bären
hätte er mit seinem Knecht holen und auf-
schneiden können. — Und du, Blankei, wie
steht es mit dir? Zeige mal deine Pfeilspitze
vor.“

Ein hübscher, aber schwächlicher Junge hielt
dem Lehrer zitternd einen kleinen Gegen-
stand hin.

„Das soll eine Spitze sein?“ rief Niffel.

„Da kannst du ja keinen Hasen mit tot-
schießen! Aber einerlei, du hast dir wenig-
stens Mühe gegeben, die Muschelung ist
stellenweise schon ganz zart.“

So beurteilte er alles, was die Schüler
mitgebracht hatten, streng aber gerecht.
Dann begann die Klopffstunde. Da muß-
ten die Jungen den rohen Stein behauen,
Niffel wies sie an, wie sie so eine Knolle
am leichtesten spalteten.

„So, mit einem kurzen Hieb, daß eine
ordentliche Schlagmarke mit dem richtigen
Buckel daran herauskommt, und dabei
fliegt dann auch gleich ein Splitter ab,
aber das schwächt den Stein nicht. Nach-
denken, Jungs! Immer überlegen, wo-
zu ein Gerät benutzt werden soll, und wie
ihr dann die beste Form kriegt. Schnut,
mach’ es ihnen vor, teile mal den Stein
mitten durch!“

Das gelang dem Musterschüler.

„Sehr gut“, sagte Niffel, „nun nimm den
Knochen und spalte ein hübsches Messer
damit ab.“

Auch das brachte Schnut ohne weiteres
fertig.

„Das könnte ich selber nicht besser! Du
wirst noch ein wahrer Meister, mein
Schnut“, rief Niffel. „Seht her!“ —
Und er hob die fast durchsichtige Schneide
empor. — „Da habt ihr es vor Augen, wie

ein Messer aussehen soll. Gerade, schlank, auf dem Rücken die kleine Abflachung und oben die Spitze. Nicht zu spitz, mehr so abgeschrägt, und natürlich nicht die rohe Schärfe, sondern leise und leicht gedengelt. Ich sage immer: zeige mir, wie du dengelt, und ich will dir sagen, wer du bist. — So, nun wollen wir damit aufhören und noch ein bißchen Geschichte treiben. Surkief, was war zu allererst?"

Surkief, ein Knabe, der seinem Namen alle Ehre machte, stierte wortlos vor sich hin.

„Na“, meinte Niffel, „du begreifst wohl überhaupt nichts. Duttlopp, womit fing die Welt an?“

„Mit dem Himmel.“

„Gut, und was kam dann? Breetfoot, du!“

„Die Erde.“

„Richtig. Und wer hat die Erde gemacht, Söstebeer?“

„Die hat Hertha gemacht.“

„Stimmt. Und gab es nun gleich Menschen auf der Erde, Nalsteert?“

„Nein, es gab bloß so 'ne alten ecklichen Schlangen und Trampeltiere.“

„Ja“, bestätigte Niffel, „davon findet man ja noch die Knochen. Und wie wurde es denn nun, Holt?“

„Ja, dann kamen zuletzt die Menschen, und die hatten ein dichtes Fell und wohnten auf den Bäumen und konnten sich gar nicht gegen die Ungeheuer wehren.“

„Ja, denkt euch das mal. Was war das für ein erbärmlicher Zustand. Liebe Kinder!“ — Damit erstieg Niffel einen Holzhaufen, und seine Stimme schlug, während er redete, bisweilen vor Begeisterung um.

„Wie hat der Mensch es doch herrlich weit gebracht. Er hat gelernt, sich Hausungen zu graben und zu bauen, und weiß mit unserm Flint umzugehen, woraus er sich alles macht, was er nötig hat, und denn hat er Tempel aufgerichtet, weil er doch der Göttin dankbar sein muß, und hat sich Könige gewählt, damit Ordnung in die Dörfer kam, und keiner darf jetzt stehlen oder rauben, sonst wird er bestraft, und wer einen tötet, der muß Buße dafür zahlen, und wir kochen und braten und können uns Kleider machen und unterscheiden, welche Beeren giftig sind und welche nicht. Seht ihr, liebe Kinder, zu solcher Höhe ist

der Mensch mit Herthas Hilfe gelangt, und nun ist er am Ziel, höher geht es überhaupt nicht mit den Erfindungen, wir haben jetzt alles, was uns nötig tut. — So, und nun geht nach Hause und seid artig, damit ihr euern Eltern und mir Freude macht.“

— — —

Am See.

„Ich will noch an den See“, sagte Schnut zu seinem Bruder Truspan. „Sag' Mutter, daß ich erst heute Abend wieder komme.“

„Was willst du da allein?“ fragte Truspan.

„Eben“, erwiderte Schnut, „ich will allein sein und über allerhand nachdenken. Und dann bring' ich auch Neth mit. Mein Bett ist entzwei.“

Er wandte sich und schritt durch den Wald, der immer dichter wurde, bis er in fast undurchdringliches Gebüsch überging.

Schnut wußte sich hindurchzuwinden; es störte ihn auch nicht, daß er bisweilen tief in den Sumpf geriet. Nur vor den giftigen Dünsten, die bei seinem Waten aus der schleimigen Masse aufstiegen, schauderte ihn. Aber um so schneller suchte er, vorwärts zu kommen. Der See war klar.

Bald lag denn auch die blanke Wasserfläche vor ihm, er stürzte sich hinein, spülte den Morast ab und schwamm mit den großen Fischen, die sich hier tummelten, um die Wette, ja, er fing den einen oder anderen, ließ ihn in der Luft zappeln und dann wieder in den See zurückplattchen.

Sie hatten zu Hause Fische genug. Mehr davon würden bloß verfaulen.

Nach der Erfrischung stieg er ans Ufer, das mit Buchenzweigen behängt war. Die Sonne kam milde zwischen dem Grün hindurch, Schnut streckte sich hin; die Blätter schatten spielten auf seinem Körper.

Was hatte Niffel gesagt? Der Mensch war jetzt schon so weit, wie er überhaupt kommen konnte? Es brauchte nichts mehr erfunden zu werden? Warum nicht? War es nicht denkbar, daß alles noch viel schöner wurde? Konnten die Häuser nicht stärker und höher werden? War es jetzt nicht mühselig, einen Baum zu fällen? Sollten dafür nicht noch bessere Werkzeuge zu erfinden sein? Gewiß! Der Mensch mußte es zuerst jämmerlich gehabt haben, als er noch keine Mahlsteine kannte und nicht das

Flechten und Feuerreiben verstand. Dagegen war alles viel, viel besser geworden, aber sollten die Menschen wirklich das Ende mit ihren Erfindungen erreicht haben?

Schnut konnte sich das nicht vorstellen, er wünschte noch so vieles, was er nicht richtig bezeichnen und ausdenken konnte, er hatte bloß Sehnsucht nach etwas Unbestimmtem, womit mehr Glück auf die Erde kam.

Hertha konnte das sicherlich nicht verbieten, wenn einer danach strebte, Neues zu machen, damit alle es bequemer hatten.

Er sprang auf und duckte sich unter die Äste. Da war sein Boot angebunden, das er nun bestieg und löslöste. Einen Baum hatte er vorn zugespitzt und in der Mitte eine Art Reitsitz geschaffen, so daß er mit den Beinen im Wasser war, während er das Fahrzeug mit einer abgeflachten Stange erst peckender und dann rudender Weise hinaus bewegte.

Es hatte sich ein Wind erhoben, und Schnut spürte, wie sein eigener Rücken der Brise Widerstand leistete, aber gerade deshalb wirkte der Wind nun als Treiber. Schnut hatte nicht mehr nötig zu rudern.

Er hielt sein Fell auseinander; da ging es noch besser; wenn er nun mit beiden Armen arbeitete, so konnte er die Stange, die er quer vor sich hinlegte, ganz entbehren. Je nachdem er das Fell einzog oder voll gegenstemmte, nahm sein Boot die Richtung, in der er fahren wollte. Und es fiel ihm ein; wenn er statt der Arme zwei Stöcke gebrauchte, die er in den Stamm steckte, um das Fell dazwischen zu hängen, dann mußte es sich großartig übers Wasser fliegen lassen!

Jetzt war er mitten auf dem See bei einer beschülften und erlenbestandenen Insel, und es ließ ihm keine Ruhe, bis er seinen Gedanken in die Wirklichkeit umgesetzt hatte.

Ein großer Bohrer war rasch geschlagen. Löcher in den Baum, zwei Äste schräg nach außen, das Fell daran befestigt, und Schnut flitzte nur so auf den kurzen Wellen dahin und lernte ganz von selbst die Kunst des Kreuzens.

Allmählich kühlten ihm jedoch die Beine zu sehr aus. Anziehen durfte er sie nicht,

denn dann rollte der Stamm herum und warf ihn ab. Es wäre gut gewesen, wenn er die Füße in eine Höhlung des Holzes setzen konnte. Ob er es nicht einmal mit einem howieso hohlen Baum versuchte? Der ließ nur oben und unten das Wasser durch; er mußte sich selber eine Mulde zum Sitzen schaffen.

Und seine Phantasie wurde immer lebhafter. Er sah im Geiste, wie der Stamm nur noch dünne Wände hatte und umso schneller vor dem Winde hinlief. Er eilte ans Ufer und begann sofort, eine Scherbe Flint zu schärfen, daß sie ein Beil hergab, dem er in einem Weidenast den rechten Halt verlieh.

Nun fing er an, seinen Stamm auszuhöhlen, aber die Sonne sank, und er hatte noch kein Rohr geschnitten. Mutter wartete auf ihn, sie war in Angst, wenn ihre Kinder im Dunkeln draußen blieben.

Mit einem Bündel Ried bepackt und mit drängenden Vorstellungen davon, wie sicher und trocken er bald den See befahren werde, kehrte er heim.

— — —

Warum?

Der liebe Schnut, — so hieß Mutter Fürbötters ältester Sohn nicht nur in der Pötterwieß, wo die Lösser dicht an dicht ihr Wesen trieben, und in der näheren Umgebung, sondern überall im Dorfe.

Er war wirklich ein braver Junge, stand bei den Hauereien den Schwächeren bei, fing selbst keinen Streit an, vermittelte aber gern bei den Kämpfen, in welche die Jugend des einen Dorfviertels mit der eines anderen täglich geriet, half alten Leuten beim Reisigsammeln, hatte den Mut, dem Wolf entgegenzutreten und ihm die Lanze in den Pelz zu jagen, erwies sein Geschick im Anlegen von neuen Wegen und hatte bei seiner Wohnung aus dem wilden Felde einen Acker geschaffen, der vielfältig trug. Rank gewachsen war er, nicht von so plumpen Gliedmaßen und Bewegungen wie seine Altersgenossen, und er hätte mit seinen Jahren wahrlich nicht mehr nötig gehabt, zur Schule zu gehen, aber er setzte sich doch noch willig zu den Knaben auf die Baumbank, denn er hörte gern die Geschichten aus der Vorzeit, wie alles gekommen und geworden war, und nahm im übrigen die Stellung eines Unterlehrers ein, denn er verbesserte nach Miffels

Bestimmung die Arbeiten der anderen und zeigte ihnen, wie man den Flint senkrecht schlugen und doch eine wagerechte Muschelschale erzielen konnte.

Nach dem Unterricht half er der Mutter, wies die Knechte an und gab den Töpfen eine so gefällige Form, daß man sie gleich als Fürböttersche Ware erkannte.

Heimlich hatte Schnut freilich das Ziel, auf das sein Lehrer bisweilen hindeutete: wer recht begabt war und ein gutes Gedächtnis für das besaß, was ihm in der Schule beigebracht wurde, der konnte das Glück haben, daß ihn die Herthaspriesterin zu ihrem Jüngling machte. Da erfuhr er dann viel mehr, als Nissel selber wußte, wurde in die Geheimnisse der Sterne eingeweiht, lernte Heilwunder tun und Gebete, die das Volk nicht kannte.

O ja! Alles zu erfahren, sich alles erklären zu können, was es überhaupt gab, den Menschen Wunden zu stillen und die Hitze zu vertreiben, das mußte herrlich sein!

Oft schlich Schnut um den Tempel in der Hoffnung, Herthastochter werde heraustreten und ihn bemerken, damit er in irgendeine Verbindung mit ihr kam. War es erst soweit, dann wollte er schon dafür sorgen, daß sie ihm mehr und mehr Beachtung schenkte. Er hatte sie so unendlich viel zu fragen. Die Rätsel, die er in sich trug, taten so weh.

Drunten am See wirkte er an seinem Boot. Es ging langsam mit dem Ausböhlen, und da verfiel er auf den Gedanken, daß er durch Feuermacht rascher seinen Zweck erreichte.

So entzündete er einen Haufen Holz und legte Steine hinein, die von Natur durchlöchert waren. Er ließ sie glühend werden, spießte sie dann schnell auf einen Ast und warf sie in den Stamm. Da sengelten sie sich tief und tiefer hinein, und es war dann eine Kleinigkeit, die verbrannten Stellen auszufchaben.

Er nahm keinen Jungen mit hierher, auch seinen Bruder Truspan nicht, nur seinen Liebling, seine Schwester Sünnoog, die mit aller Zärtlichkeit an ihm hing, zog er ins Geheimnis. Sie mußte ihm helfen, das Feuer zu schüren und war von seinem Vorhaben entzückt.

„D du!“ rief sie und klatschte in die Hände, „dann bringen wir dein Schiff aufs Meer

und fahren ganz weit in die Welt hinein.“

„Und was wollen wir da?“ fragte Schnut lächelnd.

Ja, das wußte die kleine Sünnoog auch nicht. Es war in ihr nur der Trieb in die Ferne lebendig, und sie meinte, sie kämen vielleicht in ein Land, wo es keinen Regen und keinen Nebel gäbe, wo es niemals fror, und wo die Sonne nicht unterging. Es erzählten doch die Leute im Dorf, daß sie von solchem Lande gehört hätten.

Der Stamm wurde allmählich dünnplankig, und niemand entdeckte die Geschwister bei ihrem Tun.

Sünnoog war ein feingliederiges Wesen und verdiente ihren Namen, denn ihre Augen strahlten sonnige Helligkeit und Wärme aus, ihr Haar war lang und seidig, und sie hatte einen roten, vollen Mund. Kein Fell schabte Schnut so sorgsam, keins machte er durch Schlagen und Rollen so weich wie das, womit sein Schwesterlein sich bedecken sollte, und sie hätte auch kein Kleid getragen, das nicht aus ihres Bruders Hand hervorging.

Schnut ruhte in dieser seiner Bruderliebe, er vertraute Sünnoog seine sonst vor allen verborgenen Wünsche an, und was ihm in seiner Bescheidenheit, ja Befangenheit nicht glückte, das setzte die Schwester mit ihrer natürlichen weiblichen Geschicklichkeit durch.

Sie war Godefriu bei Gelegenheiten gefällig, so daß diese freundlich zu ihr wurde und sich mit ihr abgab, und da war es denn eines Tages nicht schwer für Sünnoog, der Alten mitzuteilen, was ihren großen Bruder bewegte, und sie zu bitten, doch mit der Priesterin darüber zu sprechen.

Das tat Godefriu, und nun erschien Herthastochter öfter in der Pötterwieß, um sich den Jüngling des näheren anzusehen.

Er durfte ihr mehrfach die Spenden, die sie von den Dörflern bekam, heimtragen, und sie prüfte ihn und fand ihn verständig und brennend wißbegierig. So wurde zwischen den beiden ein Band geknüpft, über das sich Sünnoog selbstlos freute, und Mutter Fürbötter war stolz darauf, daß Herthastochter ihren Sohn des Umgangs würdigte.

(Fortsetzung der Erzählung im Oktoberheft)